

Die Hand der Mutter

Autor(en): **Schmid-Marti, Frieda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **225 (1952)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-657884>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Hand der Mutter

Hans Habegger von der Pilgeregg und Gottlieb Siegenthaler vom Haselhof pflügten an dem schönen Aprilmorgen ihre Acker, die March an March lagen. Der Tag war unvergleichlich im Glanz der jungen Saaten und neuerwachten Wiesen, im Kranz der dunklen Wälder und klaren Bergzüge.

Aber allem lag die Freude des Frühlings.

Man hätte meinen sollen, daß die beiden Bauern ihre Arbeit ebenso froh verrichtet hätten. Aber dem war nicht so. Seit kurzem lag ein böser Streit zwischen ihnen.

Seit Menschengedenken war Friede und Eintracht zwischen den beiden Familien gewesen, vielleicht einmal leicht getrübt, aber nie ernstlich gefährdet. Die Häuser lagen in einiger Entfernung voneinander, aber die Felder begrenzten sich überall. Man half sich aus bei der Arbeit, lieh sich Zugtiere und Wagen, tauschte Frucht und Saatgut.

Die Frauen hatten unter sich ein herzliches Verhältnis. Fernab vom Dorf, konnten sie sich gegenseitig Handreichung und Ratschlag tun. Besonders die junge Frau Siegenthaler hing in herzlicher Liebe an Mutter Habegger und war oft glücklich ob ihrem weisen Rat. Hüben und drüben wurde sie Großmüetti geheißt.

An der altersgebräunten Holzlaube des Habegger-Hauses stand der Spruch:

„Friede ernährt, Unfriede verzehrt.“

Demnach wurde gelebt. Dafür sorgte Vater Habegger zeit seines Lebens. Einsicht und Lebensweisheit ließen ihn mit allen Menschen Frieden suchen.

„Bemühet euch, mit jedermann Frieden zu halten, denn wir sind täglich unterwegs zu unserem Grab.“ Das war sein geflügeltes Wort. Wollte diese Lebensanschauung bei seinen Leuten einmal nicht durchdringen, mahnte er:

„Leutlein, traget den Kopf nicht zu hoch, sonst kommt etwas, das ihn herab drückt.“

Seit zwei Jahren war Christian Habegger tot. Im Anfang blieb alles, was er den Seinen in Wort und Wandel zurückgelassen, lebendig. Aber die Zeit überwirft ein Gedenken bald mit Vergessen. Erinnerungen werden blaß.

Hans Habegger, der Sohn, war ein allseitig begabter Mensch, und wo viel Kräfte sind, schießt gern ein überheblicher Sinn ins Kraut. Jäh von Entschluß, kühn im Handeln, rasch und leidenschaftlich im Wort, wog er seine Worte nicht immer. Auf Feinheit des Ausdrucks gab er wenig.

Er und Siegenthaler hatten vor kurzem gemeinsam den Marchstein ihrer Wässermatten, die auch nebeneinander lagen, gesucht, anfangs nicht gefunden, und dann endlich an ganz anderer Stelle, als ihn Habegger vermutete. Dem Stand des Steines nach mußte Hans Habegger dem Siegenthaler zwei Mahden Gras überlassen. Halb Spaß, halb Ernst warf er dem Nachbar hin:

„Ja, ja, Gottlieb, bist halt ein Schlauberger. Wirßt den Stein heimlich versetzt haben.“ —

Siegenthalers Nasenflügel begannen drohend zu beben, und sein Mund zog sich fest zusammen. Und doch hielt er an sich und sagte ruhig:

„Wenn du das glaubst, wir können ja im Grundbuch nachschlagen . . .“ Seine Augen blickten blau und kalt, geradeaus.

Ein begütigendes Wort hätte die Sache wohl ausgeglichen, aber Habegger sagte es nicht. —

Verstimmt gingen sie auseinander. Jeder trug einen Stachel heim, und der drang allmählich tiefer.

An der darauf statthabenden Gemeindeversammlung machte Siegenthaler einen Vorschlag zu der bevorstehenden Straßenteerung, der von Hans Habegger scharf widerlegt wurde. Mit einer neuen und tieferen Verstimmung traten sie nachher mit andern ins Dorfwirtshaus und tranken einen Schoppen.

Der Wein löste den versteckten Groll. In offener Gehässigkeit bewarf Habegger den Nachbar mit Spötteleien. Ein Wort gab das andere.

„Wir sind fertig miteinander“, schrie Habegger über den Tisch hin. Er hatte den letzten Rest seiner Haltung verloren.

„Es sei so!“ gab Siegenthaler in verbissenem Grimm zurück. Dabei blieb es. —

Bestürzt vernahm Mutter Habegger von dem neuen Zwist.

„Geh, Hans, mach Frieden! Laß den Verdruß nicht alt werden. Er modert, glimmt aber unter der Asche weiter. Dann wird es schlimm, Hans . . .“, bat die Mutter.

„Kommst mir gerade recht mit deinen Weiberansichten. Ich bin ganz und gar im Recht. Punktum!“

„Denk an den Vater, Hans! Es muß Friede sein zwischen zwei so nahen Häusern. Uneinigkeit frißt ins Mark.“

„Ich lasse mir nicht von jedem Halbnarren auf die Nase hofieren, wie der Vater. Kannst sicher sein, Mutter!“ Mit zornrotem Kopf warf er die Zeitung, in der er gelesen, auf den Tisch und stürmte davon. Schmetternd fuhr die Türe ins Schloß.

Frau Habegger kannte des Sohnes Trotz und wußte, daß sie diesmal verlorne Spiel hatte. Sie schwieg, wemgleich es ihr schier das Herz abdrückte.

Das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn blieb von diesem Tage an scheinbar gleich, aber Hans Habegger spürte doch, daß etwas anders geworden war. Ihre Blick wichen sich aus.

Der Sohn litt darunter, gab aber die Kampfstellung nicht auf. Den kürzeren ziehen? Nein, das sollte ihm nicht passieren...!. Das Blut brauste in seinen Adern. Nein! Und nochmals: Nein! —

Begegnete Frau Habegger der Nachbarin, versuchte sie ein Gespräch in alter Herzlichkeit. Man mühte sich beidseitig, den alten Ton zu finden — und fand ihn nicht. Hüben und drüben litten die Frauen unter den gestörten Verhältnissen. Dampf verstrichen die Tage. Die Wege blieben



Gebirgsartillerie auf dem Gotthardpaß
Photo Thierstein, Bern

verschüttet. Keiner der Männer fand die Kraft zu einer befreienden Aussprache.

Troß ist ein böser Meister. Wer dem Widersacher die Waffe aus der Hand winden will, muß ihn begraben. Das wollte Habegger nicht.

Täglich geschah jetzt etwas Neues, das wehtat. Hatte Siegenthaler ein Pferd nötig, fragte er bei Friß Zumbach am Hohrain darum. Beide Bauern machten jetzt gemeinsame Sache, führten Holz aus dem Bürger- und Staatswald.

Habegger hatte Unglück im Stall. Ein Pferd erkrankte, eine wertvolle Kuh erlitt einen Kreuzschlag. Er mußte um Hilfe ins Dorf. Das Nachbarhaus wäre näher gewesen . . .

Es verging ein unfroher Winter. Auf der Pilgeregg wurde selten mehr gelacht und gescherzt wie früher. Man schaffte ums Haus, wenn die von „Drüben“ sich nicht sehen ließen, und sah „den andern“ nur ins Gesicht, wenn es gar nicht anders ging.

Der Frühling kam. Wieder traf es sich, daß die beiden Bauern am gleichen Tag die Zelgliacker pflügten.

Habegger sah gradaus und wandte sein Gesicht nie zur Seite. Siegenthaler tat ebenso, und doch fiel der Schatten vom nachbarlichen Gefährt hinüber auf seine Furchen.

So ungehemmt den Troß zur Schau tragen wie Habegger, konnte er aber nicht. Er fühlte sich unfrei, schalt mit dem Buben:

„Laß sehen! Was lässest du den Braunen so dumm laufen, die Furchen werden krumm. Willst du aufpassen oder nicht!“ —

Im Grunde genommen war ihm der Zwist schlimmer als eine Ohrfeige. Aber der Groll hatte sich auch bei ihm eingegraben und fraß die weichen Regungen.

Der Vormittag wuchs zum Mittag. Hüben und drüben legte sich Furche an Furche. Die Felder bekamen ein neues Gesicht. Frühsommerliche Sonne lag über der Weite, die Erde war ein Paradies. Wie ein goldener Sturzbach flutete das Licht über die blühenden Bäume.

Nichts rührte die Herzen der Grollenden an.

Es läutete Mittag, als die Pflüger mit ihrer Arbeit zu Ende kamen. Grußlos verließ Habegger mit seinem Zug zuerst den Acker. Mißmutig kam er mit seinen Leuten heim. Mißmutig setzte er sich zu Tische.

„Ein verfluchter Tag, heute, weil der liebe Nachbar mir die ganze Zeit an der Nase herumlaufen muß! Heute schreibt euch die Mittagsstunde ins Kamin, wir fahren gleich wieder ab. Derweilen der Herr da drüben sein Mittagsschläfchen macht, setzen wir unsere Kartoffeln.“ Er sah der Reihe nach das Gesinde an.

Niemand widersprach. Das reizte ihn neu.

„Dafür habt ihr abends zwei Stunden früher Feierabend. Verstanden!“ Niemand äußerte sich.

Darauf wandte sich Habegger grob an die Mutter: „Hoffentlich hat das Weibervolk den Erdäpfelsamen bereit?“ Herausfordernd sah er sie an.

„Wir haben neun Säcke Saatgut bereit“, sagte die Mutter still und sah Hans in das erregte Gesicht. — Da schwieg er und senkte den Blick. Er atmete schwer und langte zerfahren nach den Speisen, ließ den Teller halbvoll stehen und lief hinaus.

Gleich nach dem Essen zog man mit Pflüglein und Egge, Kartoffelsamen und Kratten aus. Als Habeggers beim Feldweg um die Ecke bogen — waren Siegenthalers auch wieder auf ihrem Acker . . . Ihr Saatgut lag, längs dem Acker an Haufen geschüttet. Die Kinder füllten die Erdäpfel in ihre Kratten und warteten auf das Einlegen. Ihr Reden und Lachen verstummte, als Habeggers Gefährt näher kam.

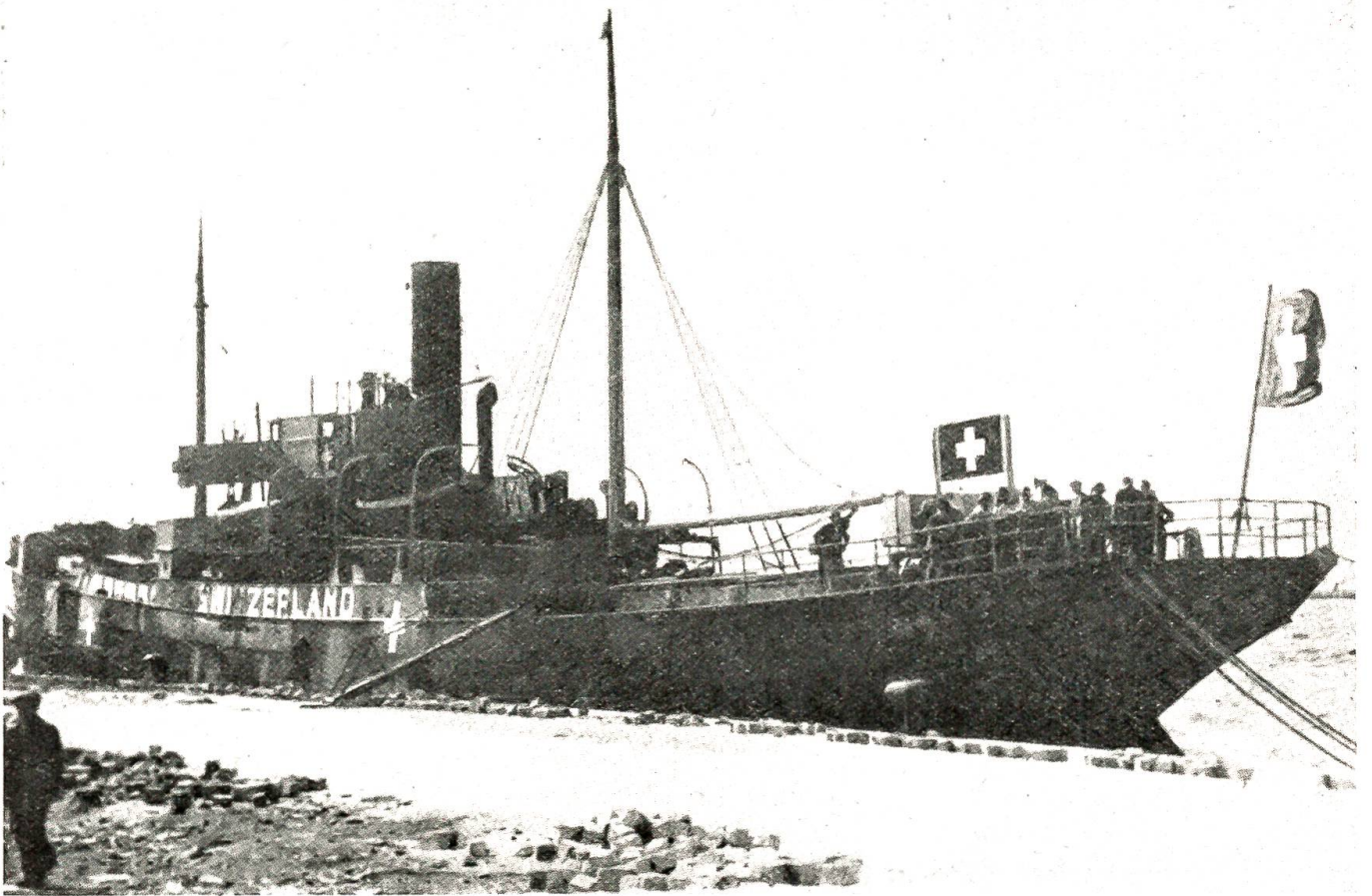
Siegenthaler hatte sich von den gleichen Erwägungen leiten lassen, wie Habegger: der andere ist noch nicht da . . .

„Hö-ö-waha!“ schrie Habegger seinem Roß zu, als sie beim Acker ankamen. Er hatte einen zornroten Kopf und hätte den Nachbar erwürgen mögen. In verhaltener Wut schirrte er das Pferd vom Wagen und spannte es an die Egge.

Wiederum begann hüben und drüben das stumme fieberhafte Schaffen. Die Rosse schritten ungesäumt hin und her, die Saalfurchen wurden gezogen, Kinder bückten sich hier und dort und legten die Samen ein.

Es war ein freudloses, totes Schaffen, ohne Lust.

Ruhelos war Mutter Habegger zurückgeblieben. Angst um den Sohn und sein unberechenbares Wesen befiel sie. Sie hielt es nicht aus, allein im Hause.



10 Jahre Schweizer Hochseeflotte

Unser Bild zeigt den „Generoso“, der mit zwei andern Dampfern ein Opfer des Krieges wurde.

AP-Bilberdienst Zürich

Bevor die Magd den Imbisskorb holen kam, hing sie sich diesen an den Arm und schritt feldein. Der Sohn sah sie kommen. Ein Glimmern kam in seine Augen.

„Was?“ schrie er ihr streng entgegen. „Du willst mit deinem lahmen Rücken Kartoffeln einlegen?“ In ihm kochte es über. „Oder gar dein Büblein hüten kommen, wegen dem da drüben?“ Verächtlich deutete er mit dem Kopf nach dem Nachbar. Hohn sprühte aus ihm.

„Keine Angst, Mutter! Der Bub weiß, was er macht und braucht der Mutter nicht immer am Schurzbündel zu hängen...“

Frau Habegger zuckte zusammen. Die Worte des Sohnes trafen sie wie Hiebe. Sie rang nach

einem Wort, um den Maßlosigkeiten des Sohnes zu begegnen — und fand keines. Alles Blut wogte ihr zum Herzen, sie sah alles zwiefach.

Siegenthaler und seine Leute mußten die Worte vernommen haben, Hans hatte sie laut genug über den Acker gerufen, aber er schritt unentwegt hinter den Pferden her und zog seine Furchen. Niemand sprach.

Mit zitternden Händen und wankenden Knien begann Frau Habegger den Samen in die Furchen zu legen.

Darob entflammte Hansens Zorn noch mehr: „Kluger wäre es, du gingest heim und machtest uns noch einen Korb Samen bereit. Ein Blinder sieht, daß wir zu wenig haben“, giftelte er.

Auf einmal hielt der Nachbar drüben das Pferd an:

„Gerade merke ich, daß wir zu viel ‚Erdsegen‘ verschnitten haben. Wenn ihr sie brauchen könnt, sind sie euch angetragen.“

Jäh richtete sich Frau Habegger in der Furche auf und warf dem Sohn einen bittenden Blick zu. Aber schon schrie dieser mit schallendem Stolz seinem Widersacher zu:

„Danke sollst haben, Nachbar, für dein Anerbieten, aber setze deinen Erdsegen nur auf die zwei abgemausten Furchen, dort wird dir der Segen aufgehen ...“

„Bist von Sinnen, Hans“, jammerte die Mutter und sah den Sohn mit entsetzten Augen an.

Siegenthaler schwoll nun die Zornader auch auf der Stirne:

„Ist der Teufel in dich gefahren, Habegger?“ schrie er. „So behalte deinen Grind und koldere weiter, du Erznarr! — Hü! Fahr zu“, befahl er dem Knecht.

Mutter Habegger reckte ihre gebeugte Gestalt und stellte ihren Kratten hin. Sie griff nach einem leeren Korb und sagte mit starrer Stimme:

„Du sollst den Erdäpfelsamen haben, Hans!“ ... Mit merkwürdig verlorenen Schritten ging sie dem Acker entlang. Sekundenlang sah ihr der Sohn nach. Etwas wie Reue wollte ihn ankommen ...

Aber was war das? Wankte die Mutter nicht, drüben? Ja, sie wankte, hielt den Schritt an und sank langsam in sich zusammen. Kleiner und kleiner wurde ihre Gestalt. Jetzt kauerte sie in der Furche. Jäh zuckte ihre Hand nach dem Herzen und verkrampfte sich dort.

Aber jetzt reckte sie den Arm hoch ... den Finger der rechten Hand ... Eines Atemzuges Länge blieb der Finger aufgerichtet ... wie ein Drohfinger ... Dann sank die Hand jäh herab, die Gestalt rührte sich nicht mehr. —

Darnach entstand eine lähmende Stille. Es war, als stürben Licht und Leben des schönen Tages.

Wie angewurzelt hatte Hans Habegger das Geschehen verfolgt. Er war starr und konnte sich nicht fortbewegen. Aber auf einmal schrie er auf: „Herr Jesus“, und stürzte davon.

Da lag die Mutter starr und bleich in der Furche wie eine reife Frucht dieser Erde. Der

Sohn sank zu ihr hin. Er tastete mit zitternder Hand nach ihrem Herzen. Verzweifelt schrie er:

„Tue mir das nicht an, Mutter, tue es nicht! Ich will ... ich will ...“

In diesem Augenblick fühlte er, daß er eine gute Mutter hatte und daß er sie liebte. —

Die Umstehenden erwachten aus ihrer Bestürzung und eilten kopflos davon, um Hilfe zu holen.

Auch Siegenthaler löste sich aus seiner Erstarrung. Leise sagte er zu seinem Knecht:

„Führe die Ackerzüge heim, beide! Auch ihr andern geht heim, der Mutter Habegger ist nicht mehr zu helfen ...“

Es wurde still auf dem Acker.

Mit schweren Schritten trat Siegenthaler über die Gemarkung seines Ackers. Vor der Toten blieb er stehen, beugte sich über den Nachbar und rief ihn beim Namen. Die Stimme brach ihm.

Habegger zuckte zusammen und hob ein wenig das hilflose, zerquälte Gesicht. Der Jammer lähmte seine Zunge. Wie eine Lawine überwarf ihn die Reue:

„Es ist nichts mehr gut zu machen“, klagte er, „ich habe sie in den Tod getrieben.“ —

Linkisch fuhr Siegenthalers schwere Arbeitshand über die Schulter des Knienden, tastete weiter und legte sich auf seinen Arm. Zaghaft rief er den Gebeugten noch einmal bei seinem Namen:

„Hans! Wir wollen die Mutter heimtragen, sie ist uns allen eine liebe Mutter gewesen!“

Habegger erhob sich und legte stumm seine Hand in die des Nachbarn. Frieda Schmid-Marti

Gefährliches Zeichen

Fontenelle — er wurde hundert Jahre alt — machte mit dreiundneunzig Jahren noch eine Reise durch die Provinzen Frankreichs.

Als er sich eines Morgens beim Frühstück in einer kleinen Herberge nachdenklich und mürrisch zeigte, fragte ihn seine Begleitung nach dem Grunde der Unzufriedenheit.

Fontenelle blickte vom einen zum andern, dann verkündete er: „Ich werde alt! Die Flöhe wollen mich schon nicht mehr beißen.“